

BAUNETZWOCHE #199

Das Querformat für Architekten, 12. November 2010

Special:
OTTO HAESLER:
DER PROVINZ-
RADIKALE

Mittwoch

Vom Party-Protest zum Hausarrest. Vor knapp vier Wochen erst zeigte der chinesische Künstler Ai Weiwei in der Londoner Tate Modern seine neue Installation „Sunflower Seeds“ – nun darf er in seiner Heimat nicht mehr an die Sonne. Der Grund ist ein Festessen mit politischer Metaebene. Bei Flusskrebse und Wein wollte Ai Weiwei mit Freunden gegen den bevorstehenden Abriss seines Ateliers anstänkern. Also verschickte der Gastgeber Einladungen per Twitter. Der Clou: Das chinesische Wort für „Flusskrebse“ ähnelt dem Verb „harmonisieren“, mit dem in China Zensurmaßnahmen umschrieben werden. Die chinesische Obrigkeit verstand weder Bahnhof noch Spaß, kam als ungebetener Gast – und setzte den Künstler fest.



New York – Portrait of a City

New York gehört zu den Orten, die man kennt, bevor man da war – aus den vielen Filmen und Serien, den berühmten Fotos und Songs, nicht zu vergessen die unzählige Romane. Keine Stadt produziert so viele Bilder wie New York: Die Fifth Avenue und der Broadway, Manhattan und Brooklyn, dazwischen all die Statisten: die Bauarbeiter und Fensterputzer, die Filmstars und Geschäftsmänner, die Jazzmusiker und Künstler. Und dann die Wolkenkratzer und Flugzeuge – die tragische Katastrophe des 11. September.

Nun hat der Taschen Verlag dieser „Stadt der Extreme“ ein gebundenes Portrait gewidmet. Das Buch in aller Kürze: 800 Quadratkilometer und acht Millionen Menschen in eineinhalb Jahrhunderte Stadtgeschichte auf 560 Seiten, aufgenommen von 150 Fotografen, dazu Karten, Texte und Zitate, auf dem Buchdeckel die zwei Worte, die alles erklären – New York. Der Bildband: ein Portrait einer jungen Stadt mit vielen Narben mit einer Kulisse aus Glas und Granit.

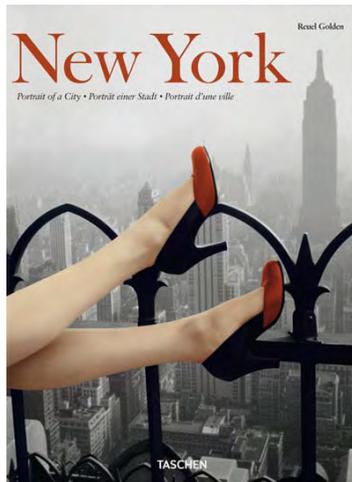
Auf dem Cover im Hintergrund die schwarz-weiß fotografierte Skyline der Metropole – in leichten Dunst gehüllt. Vor den riesigen Wolkenkratzern streckt eine Frau ihre Füße in die Luft, diese gehüllt in rot schwarze Pumps, dazu blasse Beine und der Teil eines Balkongeländers. Diese symbolisch aufgeladene Fotografie stammt aus einem Modemagazin; sie wurde 1950 von Edward Kasper aufgenommen. Oberflächlich, vielschichtig, anonym und inszeniert, pompös und doch schlicht – genauso wie dieses Foto sei eben auch New York, das elegant auf dem Titel in lippenstiftroten Lettern geschrieben steht.



Der Engländer und Wahl-New-Yorker Reuel Golden, zuvor Herausgeber beim British Journal of Photography, hat mit dieser Bildlektüre des Big Apples eine wahre Fleißarbeit geleistet, die sich gelohnt hat. Goldens Mission, Fotografien aus zahlreichen Archiven und Privatsammlungen zu finden, die bisher kaum veröffentlicht wurden, und diese zwischen zwei Buchdeckeln zu vereinen ist schlichtweg eine kleine Sensation. Von 1850 bis in die Gegenwart ist das Buch eingeteilt in die etwas poetisch klingenden Kapitel „Die Stadt der Wiederfindungen“, „Griff nach den Sternen“, „Die Hauptstadt der Welt“, „Hexenkessel“ und „Tragödie und Triumph“. Vor allem die frühen Farbfotografien sind beeindruckend.

Reuel Golden reiht seine Arbeit in eine der großen Serien des Verlegers Benedikt Taschen, die auch schon Städte wie L.A. und Berlin portraitiert haben. Ein Fototrip von Alfred Stieglitz, Lewis Hine, Andreas Feininger, Garry Winogrand, James Nachtwey und vielen mehr. Und zwischen den Seiten singt leise Frank Sinatra diese Zeilen: „These vagabond shoes / They are longing to stay / Right through the very heart of it / New York New York.“ (jk)

New York – Portrait of a City



Reuel Golden
Taschen Verlag 2010
Englisch, Französisch, Deutsch
Hardcover, 560 Seiten, 25 x 34 cm
49,99 Euro

[Dieses Buch bei Amazon bestellen](#)



DER PROVINZ-RADIKALE

Einst galt er als wichtigster Wohnungsbauarchitekt der Welt, noch vor Ludwig Mies van der Rohe und Walter Gropius. Doch heute kennt kaum noch jemand den Namen Otto Haesler. Denn seine wegweisenden Siedlungen baute er in der Provinz. Eine Tagung in seinem Wirkungsort Celle schärft den Blick für die Qualitäten seiner Bauten neu – und will den verwitterten Bestand zu neuem Leben erwecken.

New York 1932. Das MoMA besteht seit drei Jahren. Seit kurzem hat das erste Museum für zeitgenössische Kunst der USA auch eine Abteilung für Architektur. Leiter des für Baukunst verantwortlichen Bereichs ist der junge Philip Johnson. Der spätere Architekt, der 1958 mit Mies van der Rohe das Seagram Building bauen wird, würdigt am Rande der Ausstellung „The International Style: Architecture since 1922“ den nach seinen Worten „wichtigsten Wohnungsbauarchitekten der Welt“: Otto Haesler.

Wer war dieser Mann, der bei Experten zumindest als der bedeutendste Siedlungsarchitekt Deutschlands gilt? Der bis heute der breiten Öffentlichkeit unbekannt geblieben ist, wohl auch, weil seine fast künstlerische Radikalisierung des Massenwohnungsbaus keine Ehrentitel einbrachte. Dabei war Haesler in der großen Wohnungsnot der späten 1920er Jahre ein wahrer Heilsbringer für Menschen mit kleinem Geldbeutel. Mit viel Ehrgeiz entwickelte er Wohnungen für ein Leben am Existenzminimum. Dabei stand immer das individuelle Wohnglück im Mittelpunkt seiner Planungen. Eine Eigenart seiner Bauten war die Nord-Süd Ausrichtung der Wohnzeilen, die den Räumen viel Sonne garantierte. Schlafzimmer hatten Morgensonne, in den Wohn- und Arbeitsräumen konnten Bewohner die Nachmittags- und Abendsonne genießen, in den Hausgärten sich selbst versorgen und erholen.

„Haeslers Bauten zeigen, dass das moderne Bauen nicht nur eine Angelegenheit des Bauhauses und der dortigen Architekten war, sondern dass man sich auch in der Provinz Gedanken über den Wohnungsbau machte“, sagt Berthold Burkhardt, Professor und Leiter des Instituts für Tragwerksplanung an der Technischen Universität Braunschweig. Mit Provinz meint Burkhardt hier die niedersächsische Kleinstadt Celle, wo Haesler von 1906 bis 1931 wirkte. Celle ist der Inbegriff pittoresker Fachwerkidylle, und kaum jemand weiß in dem Städtchen, dass ein Pionier des Neuen Bauens hier Meilensteine seines Lebenswerks hinterlassen hat. Kaum woanders in Deutschland lässt sich die Architekturgeschichte der Weimarer Republik so verdichtet nachverfolgen wie in der alten Residenzstadt.



*Vergessener Modernist:
Otto Haesler*



Norddeutsche Fachwerkidylle: Die Altstadt von Celle



Der Lungenflügel mit Liegeterrassen ist das einzige Überbleibsel der Siedlung Blumlägerfeld. (Bild: Dietrich Klatt)

Experten sind sich sicher: Haesler müsste eigentlich in einem Atemzug mit Ludwig Mies van der Rohe und Walter Gropius als wichtiger Vertreter des Neuen Bauens genannt werden. Doch der Mann, der die Zeilenbauweise mitentwickelte und perfektionierte, hielt sich stets im Hintergrund. „Anders als seine bekannteren Kollegen ist er nie der zentrale Ideengeber gewesen“, begründet dies die Kunsthistorikerin Simone Oelker. Die gebürtige Cellerin hat zu Haesler promoviert. „Vielmehr ist er auf die Züge aufgesprungen, die schon in Bewegung waren“, sagt sie.

1880 in München geboren, verbrachte Haesler seine Jugend in Passau. Nach einer Maurerlehre und einer Tätigkeit als Bauzeichner zog es ihn 1903 nach Frankfurt, wo er für das Büro von Ludwig Bernoulli Geschäftshäuser baute. Geprägt von der „Karlsruher-Architektenschule“, die die Abkehr vom dogmatischen Historismus propagierte, baute er ab 1906 vor allem bürgerliche Wohnhäuser. Diese gestaltete er mit unterschiedlichen Stilelementen: von Barock über Klassizismus bis hin zur heimatlichen Fachwerkkonstruktion. Erst nach dem Ersten Weltkrieg fand er zu seiner Lebensaufgabe – eine Lösung für die Wohnungsnot der Arbeiter zu finden.

Für Burkhardt ist die Architektur des 1962 verstorbenen Architekten konsequenter und radikaler als das Werk vieler Bauhäusler. Diese Haltung spiegelt sich sogar in seinem Lebenslauf wider, glaubt der Experte. Anders als seine Kollegen, wie etwa Mies van der Rohe, die sich bei den Nazis anbiederten und erst nach Ablehnung emigrierten, habe Haesler sich nie beim Regime beliebt machen wollen. „Er blieb von Anfang an seinen Prinzipien treu – und ging ins innere Exil“ so Burkhardt. In Eutin baute Haesler zunächst regionaltypische Häuser aus rotem Backstein. Nach dem Krieg widmete er sich wieder dem sozialen Wohnungsbau, als er in Rathenow den Wiederaufbau vorantrieb. Burkhardt, Mitbegründer der Otto Haesler Initiative, hält die baulichen Hinterlassenschaften des bescheidenen Baumeisters für mindestens so bedeutend wie die zum Weltkulturerbe gekürten Siedlungen der Berliner Moderne.

Nationale Bekanntheit erlangte Haesler mit der Siedlung „Rothen-



Das ehemals als Jugendzentrum genutzte Direktorenwohnhaus wird nach seiner Sanierung 2005/2006 als Bürohaus genutzt. unten links: Der Bau eines dahinterliegenden Parkhauses hätte in den 90er Jahren beinahe zum Abriss geführt.



(Bild oben: Otto Haesler Stiftung, Bilder unten: br)



Die Altstädter Schule – Aufnahmen aus dem Jahr 1928 und heute. links oben: Celler Volksschule mit Rektorenwohnhaus. Rechts: Mädchensportunterricht in der Mehrzweckhalle mit Oberlicht. (Bilder oben links und rechts: Stadtarchiv Celle, unten links: Otto Haesler Stiftung)



Die erste farbig gestaltete Siedlung des Neuen Bauens – der Italienische Garten. v.l.n.r.: Aufnahme um 1926, Zustand in den 1990er Jahren, die Siedlung in Original-Farbigkeit nach der Sanierung 2005/2006. (Bilder: Stadtarchiv Celle, Simone Oelker)

berg“ in Kassel und der „Dammerstock“-Siedlung in Karlsruhe, konsequenten Umsetzungen der Zeilenbauweise an der Seite von Walter Gropius. Dieser hatte ihn damals als den Nachfolger von Bauhaus-Direktor Hannes Meyer sehen wollen. Doch der Celler Baumeister lehnte aus Zeitgründen ab. Auch die Nachfolge von Ernst May als Siedlungsdezernent in Frankfurt am Main wollte er nicht annehmen.

Anfang November 2010 findet in Haeslers 1930/31 erbautem Direktorenwohnhaus in Celle eine Tagung zum Thema „Denkmalpflege und energetische Sanierung bei Bauten der Moderne“ statt. In seinem einzigen Einzelwohnhaus, das der Architekt in den späten 20er Jahren plante, beraten Architekten und Ingenieure, Denkmalpfleger und Kunsthistoriker über Perspektiven für einen nachhaltigen Umgang mit seinem Erbe. Durch das Glasfensterband in den ehemaligen Wohnräumen im Erdgeschoss blicken die Seminarteilnehmer in den bunten Blätterwald des umliegenden französischen Gartens. In dem kubistischen Flachbau lauschen sie Vorträgen von Referenten aus der Praxis. Denkmalpflegearchitekt Helge Pitz stellt seine bauhistorischen Untersuchungen der Haesler-Siedlung Rothenberg in Kassel vor. Franz Jaschke von Winfried Brenne Architekten widmet sich den zentralen Sanierungsfragen der Berliner Bruno-Taut-Siedlungen, und Bernd Reimer spricht über gestalterische Problemstellungen bei der Sanierung des Studentendorfs Schlach-

tensee von Fehling, Gogel und Pfankuch. Die Tagung zeigt, dass in den letzten 20 Jahren allerhand Erfahrung bei der Sanierung der Moderne gesammelt worden ist, in Celle gilt es, diese nun anzuwenden. Simone Oelker hofft, der Stadt und ihren Bewohnern mit der Veranstaltung neuen Input zu geben, sie hält eine detaillierte Bestandsaufnahme der Bauten für nötig – sowie eine Sanierung in Absprache mit den Nutzern. Vor allem sei es wichtig, das Bewusstsein für den Baustil bei den Eigentümern zu stärken.

Um den aktuellen Stand der Celler Haesler-Bauten zu begreifen, machen die Tagungsteilnehmer eine Bustour. Die Reise führt die Gruppe raus aus dem Fachwerk-Kern der Kleinstadt, hin zu den modernen Bauten ihrer Vorstadt. Erste Station ist die Altstädter Schule mit dem angrenzenden Direktorenwohnhaus. „Leider ist der Bau heute ein Flickwerk“, sagt Simone Oelker. In den 70er Jahren baute man Kunststofffenster ein und die Turnhalle um. Heute ist der Eingangsbereich rot akzentuiert, während der Rest des Gebäudes weiß gehalten ist. Als nächstes hält der Bus in einer kleinen Straße, entlang derer sich zu beiden Seiten bunte, ineinandergeschobene Kuben reihen. Kräftiges Blau, Rot und Weiß strahlt dem Besucher entgegen. Dahinter verbergen sich Wohnungen von 80 bis 100 Quadratmetern Größe, einst für die gehobene Mittelschicht bestimmt. „Die 1924 von Haesler erbaute

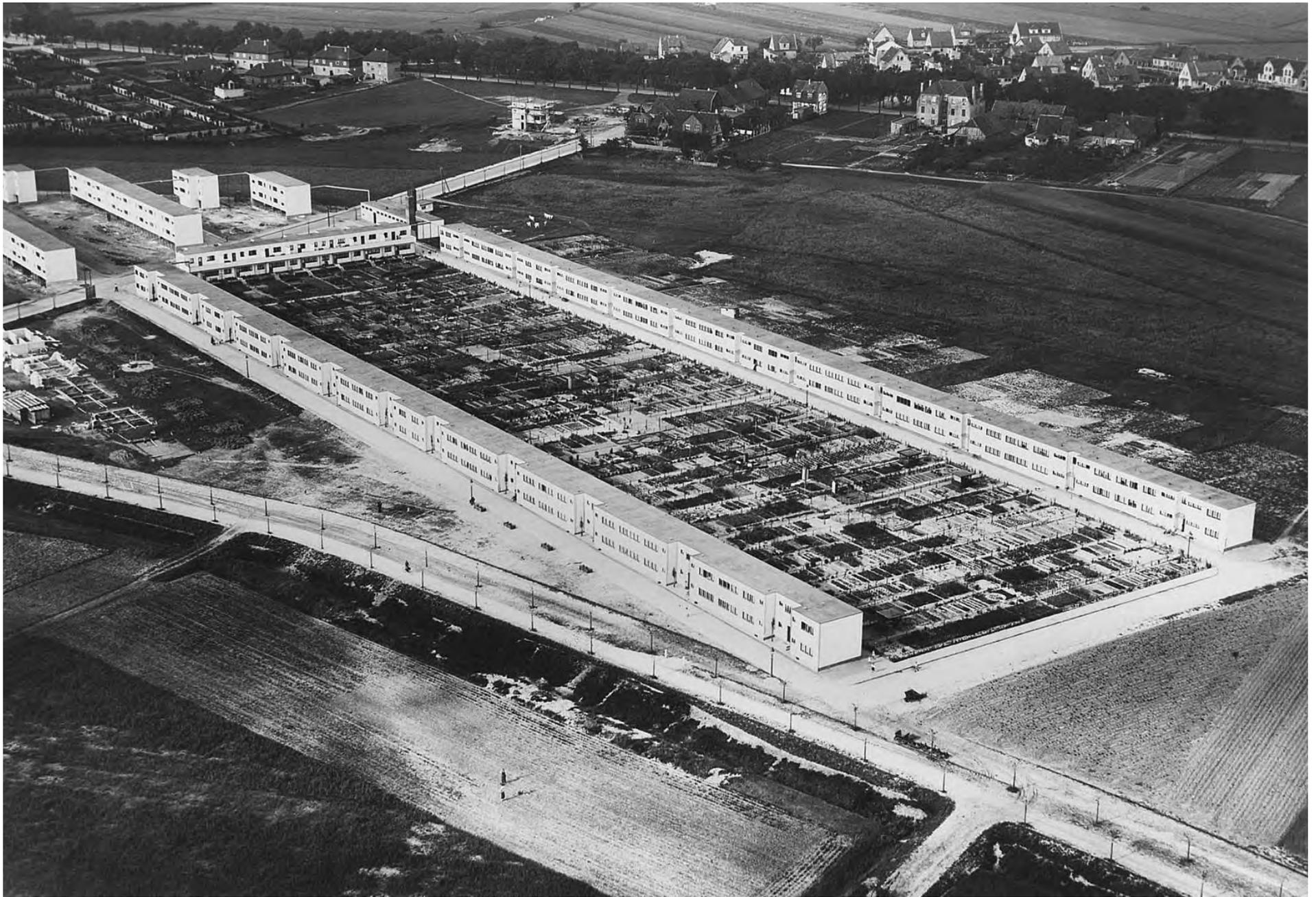
Wohnsiedlung ‚Italienischer Garten‘ war die erste farbig gestaltete Siedlung der Architekturgeschichte“, erklärt ein kundiger Denkmalpfleger durchs Busmikrofon. „2006 wurde die auch ‚Klein Marokko‘ genannte Siedlung komplett saniert. Mit einer Wärmedämmung der Außenfassade konnten die Energiekosten um ganze 70 Prozent gesenkt werden.“ Die Instandsetzung ist ein glücklicher Sonderfall, wie sich wenig später herausstellt. Denn die beiden nächsten Stopps hellen an diesem trüben Herbsttag kaum die Stimmung auf.

Der für Haesler-Expertin Oelker „gelungenste Siedlungsbau“ des Celler Architekten, der 1927 entstandene „Georgsgarten“ mit seinen charakteristischen Nord-Süd-Zeilen, ist heruntergekommen und verlassen. Früher gehörte hier zu jeder Wohnung ein Nutzgarten. Mit dem angegliederten Kindergarten sei das Ganze „ein Mikrokosmos vor den Toren der Stadt“ gewesen. Eine Sanierung ist dringend fällig, aber „nur hier und da wird mal was geflickt“, so Oelker. Kürzlich habe man originalgetreue Lampen angebracht. Doch damit sei es natürlich längst nicht getan.

„Haesler war ein Hardliner, das sieht man vor allem an der Siedlung ‚Blumlängelfeld‘. Da wäre jemand wie Bruno Taut nicht mitgegangen“, sagt Oelker. Die Siedlung Blumlängelfeld, 1930/31 gebaut, ist eine aus zwei 220 Meter langen, zweigeschossigen Wohnzeilen bestehende Wohnanlage, die in der Haesler-typischen Ausrichtung in einem Abstand von 70 Metern parallel zueinander verläuft. In den Wohnungen war gerade einmal 43 Quadratmeter Platz für vier Personen vorgesehen. Ein Zustand, die dem Ensemble zur Jahrtausendwende zum Verhängnis wurde. Man hätte die Wohnungen umbauen und jeweils zwei zu einer Maisonettenwohnung zusammenlegen müssen, um die Anlage zu erhalten, sagt Oelker. Doch der Eigentü-



Siedlung Georgsgarten Celle 1925/26. Oben links: Lithographie von Karl Völker 1926, oben rechts: Zustand heute (Bild: Dietrich Klatt), unten: Ansicht von Nordosten (Bild: Stadtarchiv Celle)



Luftansicht Blumlängerfeld 1931. Die Siedlung war eine aus zwei 220 Meter langen, zweigeschossigen Wohnzeilen bestehende Wohnanlage, in der Haesler-typischen Nord-Süd Ausrichtung. (Bild: Stadtarchiv Celle)



Haesler 2.0 - Blumlängelfeld heute. links: Neue Wohnbauten im Sinne von Otto Haesler. Mitte, rechts: Ende der 90er Jahre erfolgte Abriss und Aufstockung der Siedlung. (Bild links: lr, Bilder Mitte und rechts: Deitrich Klatt)

mer wollte – bei einer Verdopplung der Wohnfläche – die Anzahl der Wohnungen erhalten. Der Denkmalwert wurde der Siedlung schließlich aberkannt. Einzig erhalten ist heute der ergänzende Kopfbau. Der sogenannte „Lungenflügel“, ein Ensemble von sieben Reihenhäusern mit Liegeterrassen für Lungenkranke. Als Verfechter des sozialen Wohnungsbau stellte Haesler eben immer den Mensch in den Mittelpunkt. Er schaffte bezahlbare Wohnungen mit verbesserten Raumqualitäten. Möglich war dies u.a. aufgrund des niedrigen Stahlpreises und seiner Stahlskelettbauweise, dazu kamen typisierte Grundrisse.

Letzte Station ist die Wohnhaussiedlung Waack. Eine Anwohnerin will wissen, was denn los sei, warum so viele Menschen sich hier umschaute. „Während in Berlin das Wohnen in Tauts Architekturklassikern längst zum Trend geworden ist, ist vielen Bewohnern der Haesler-Ensembles in Celle nicht klar, dass sie in einem Klassiker der Moderne wohnen“, beklagt Hartmut Kynast, der als Vorstand der Südheide AG Eigentümer der Wohnhausgruppe Waack ist. Die Siedlung aus dem Jahr 1928 stellt Haeslers Versuch dar, das Bauprogramm eines Einfamilienhauses in einer doppelgeschossigen Etagenwohnung zusammenzufassen. Damals eine zeitgemäße und kostengünstige Alternative zum Einzelhaus, wurden die Maisonetten später in den 70er Jahren zu Etagenwohnungen umgebaut. So dass die Wohnungen heute

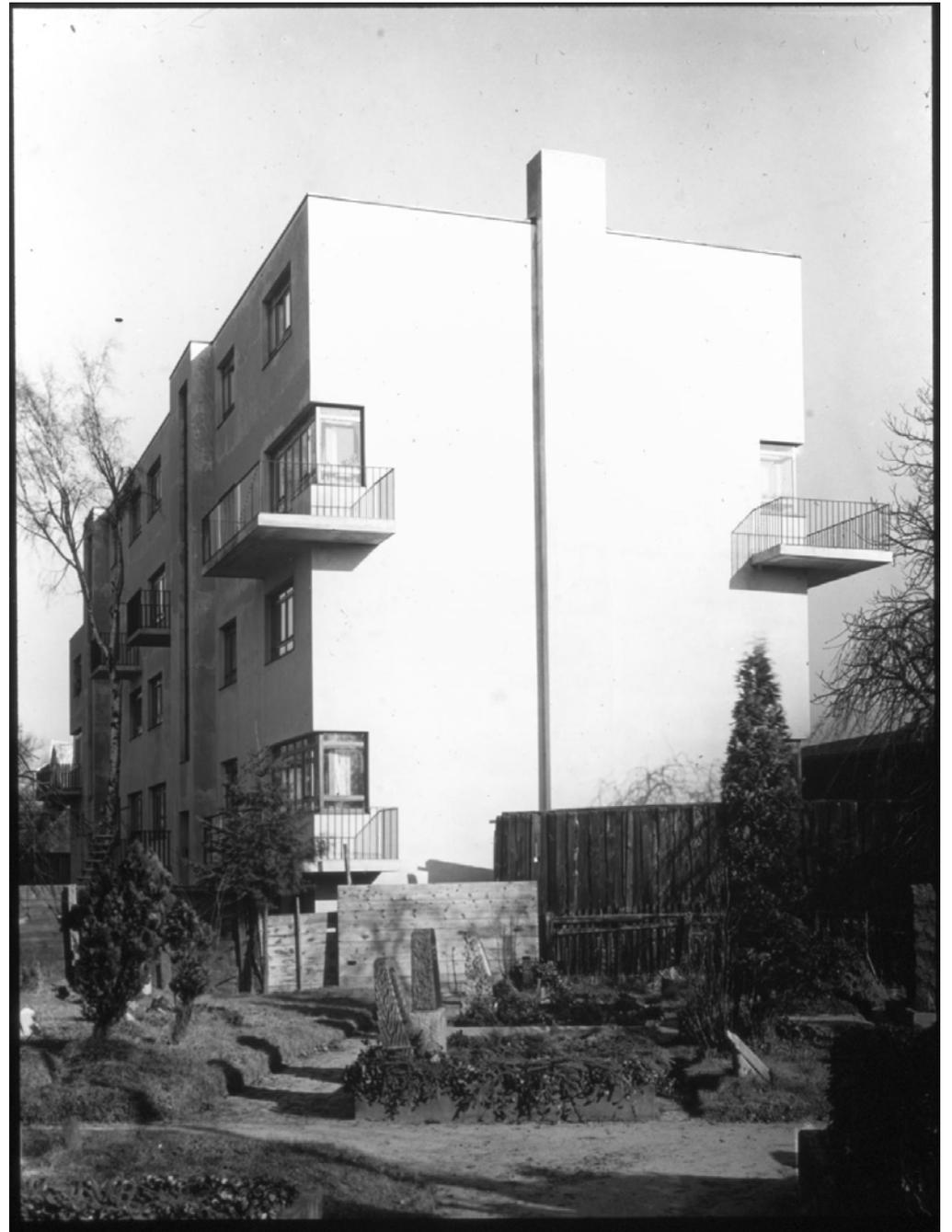
recht klein sind und die Fassadengestaltung mit den Balkonen im ersten und dritten Stock nicht mehr aufgeht.

Kynast, der selber die klaren Linien und Strukturen des Neuen Bauens schätzt, würde die Wohnungen allzu gern in ihren ursprünglichen Zustand zurückführen. „Als Genossenschaft ist es Teil unserer sozialen Verpflichtung, Baudenkmäler zu erhalten. Aber wir können deshalb keine Mieter rausschmeißen.“ Dennoch prophezeit er, dass eine Zeit kommen wird, in der auch die Celler das Wohnen der Moderne entdecken und denkmalgerecht sanierte Wohnungen zu einer Marktnische werden. Die Grundrisse seien jedenfalls gut geschnitten und beliebt, sagt Kynast – was wohl daran liege, dass der Architekt zu seiner Zeit immer das Wohl der Bewohner in den Mittelpunkt seiner Planungen stellte. Insgesamt hält er die Gestaltung für topaktuell.

Wenn dem tatsächlich so ist, dann ist das eine gute Voraussetzung für eine positive Entwicklung in Celle. Trotz Fehlern in der Vergangenheit stünden die Aussichten dann gut für das Werk eines vergessenen aber bedeutenden Baumeisters. Anfang Oktober nahm das Kuratorium der neugegründeten Haesler-Stiftung die Arbeit auf. Für Kuratoriumsmitglied Burkhardt heißt es nun „die positive Einstellung der



Wohnhausgruppe Waack 1928 (Bilder: Stadtarchiv Celle)



Stadt Celle zu Haesler zu stärken, ohne die Kritik von gestern zu schmälern. Im Moment haben alle einen guten Willen, den es in der nächsten Zukunft zu beweisen gilt.“ Für die Zukunft steht eine verstärkte Zusammenarbeit zwischen den Eigentümern der Haesler-Bauten und den Nutzern an. Auch die Kommunikation gegenüber den Stadtbewohnern soll vorangetrieben werden. Haesler soll bekannter werden. Und zeigen, dass auch in der deutschen Provinz hervorragende Beiträge zur modernen Architektur existieren. Vielleicht redet dann ja auch im MoMA mal wieder von Otto Haesler. (Luise Rellensmann)



Derzeitiger Zustand der Wohnhausgruppe Waack. „Vielen Bewohnern ist nicht klar, dass sie in einem Klassiker der Moderne wohnen“

Ein Gespräch mit Tokujin Yoshioka

Immer ein Experiment: Wenn Tokujin Yoshioka einen Stuhl entwirft, ist das Ergebnis garantiert nicht irgendeine banale Holzkonstruktion. Im Portfolio des japanischen Gestalters finden sich stattdessen ein Sessel, der mit flatterhaftem Auftreten an eine übergroße Blume erinnert, ein Stuhl, der wie ein Brot im Ofen ausgebacken wird, oder einer, der sich scheinbar in Luft auflöst. Alles nur Spielerei? Oder ein Geniestreich? Wir trafen den Designer zum Gespräch in Mailand und stellen fest: Seine Arbeiten sind Avantgarde in archaischem Gewand – und bringen den Zeitgeist präzise auf den Punkt.

Lesen Sie mehr über unendliche Stühle, kristalline Aquarien und Yoshiokas Verbindung zu Henri Matisse auf www.designlines.de



Denkmal Down Under

Ein Interview mit Sheridan Burke

Sheridan Burke ist Präsidentin des *ICOMOS International Committee on Twentieth Century Heritage*, Partnerin bei der Denkmalpflege Beratung *Godden Mackay Logan Pty Ltd* in Sydney und Mitglied im Denkmalbeirat für das Sydney Opera House.

Das Sydney Opera House ist neben Kängurus, dem Ayers Rock und Foster's Bier DAS Wahrzeichen Australiens. Bei dem modernen Schalenbau von Jorn Utzon denkt wohl erst einmal niemand an Denkmalpflege. Das Gebäude wurde vor gerade mal 37 Jahren eröffnet, kann man da wirklich schon von einem Denkmal sprechen?

Doch, natürlich. Es ist eine architektonische und ingenieurstechnische Meisterleistung. Die Lage im Hafen von Sydney und die Beziehung des Gebäudes zur Stadt machen seinen Denkmalwert aus, weil es die Ikone Australiens ist. Egal ob Menschen mit dem Schiff oder dem Flugzeug nach Australien reisen, das Sydney Opera House ist das erste, was sie sehen.

Für den Denkmalwert ist nicht das Alter eines Ortes entscheidend. Ich war gerade gestern im „Neuen Museum“ in Berlin und habe gedacht: die Arbeit von David Chipperfield hat schon jetzt einen Denkmalwert. Allgemein wird seine Arbeit als zeitgenössische architektonische Gestaltung angesehen. Ich



alle Bilder: wikimedia commons

bin der Meinung, er hat dem Gebäude eine neue, klassische Zeitschicht hinzugefügt. In meinen Augen ist das ein gutes Beispiel für ein ganz modernes Denkmal.

Mit welchen Herausforderungen haben Sie bei der Oper zu kämpfen?

Erstmal ist die Finanzierung eine große Herausforderung. Wir müssen sicherstellen, dass wir genug Geld für die Instandhaltung haben. Eine aktuelle Herausforderung ist zum Beispiel die Barrierefreiheit. Zur Bauzeit hat einfach niemand daran gedacht. Heute will man die schöne Treppe im Gebäudeinneren nicht durch Rampen verschandeln. Aber wir haben eine Lösung gefunden, eine Rolltreppe so anzubrin-

gen, dass man sie kaum wahrnimmt. Außerdem haben wir wahnsinnige Probleme mit der Akustik. Die Orchestergräben sind veraltet, die Akustik schlecht. Eine entsprechende Modernisierung ist schwierig und teuer. Wir müssen also Schritt für Schritt vorgehen.

Was ist die Herangehensweise für eine denkmalgerechte Erhaltung des Sydney Opera House?

Zunächst machen wir eine Bestandsaufnahme, um zu verstehen, was besonders wichtig für die kulturelle Bedeutung des Gebäudes ist und welche Bereiche des Gebäudes sensible Änderungen vertragen können. Wichtig ist uns, dass wir den Menschen, die alltäglich mit dem Gebäude umgehen, eine Basis geben, nach der sie handeln können. Sie müssen wissen, was zu tun ist, wenn ein Türgriff kaputt geht oder er Teppich abgenutzt ist. Wir nennen das „Tolerance“ oder „Sensitivity for change“ als Teil des Denkmalpflegeplans. Es gibt Dinge, die auf gar keinen Fall Eingriffe vertragen, andere sind robuster und können verändert werden.

Gerade der Erhalt von Moderne und Postmoderne ist in Deutschland oft problematisch. Würden Sie sagen, dass diese Epochen generell in Australien mehr geschätzt werden als in Deutschland? Wenn ja, warum ist das so?

Ich denke, weltweit und auch in Australien sind Bauten der Moderne in Gefahr. Sie sind nicht anerkannt, man geht dementsprechend schlecht mit ihnen um. Für viele Menschen müssen Denkmäler einfach alt sein. Die Bauten der Moderne sehen zu alltäglich für uns aus, ihre Bauzeit liegt für uns noch nicht lange genug zurück. Im Sommer 2009 hatten wir in Sydney eine internationale Konferenz zum Thema „(Un)loved Modern“. Dieser Titel trifft die Problematik sehr gut. Viele Bauten dieser Epoche sind nicht sehr beliebt, vor allem wenn es sich um Industriegebäude handelt. Öffentliche Bauten werden da schon eher geschätzt, so wie das Opernhaus in Sydney, an dem sich viele Menschen erfreuen. Generell ist es schwer zu sagen, nach welchem Zeitraum ein Bauwerk Denkmal sein soll oder kann. Denn das heißt ja auch immer, dass man es so wenig wie möglich verändern darf.

Was nur wenige Europäer wissen ist, dass Australien federführend im Bereich Denkmalpflege ist – die „Charta von Burra“ ist inzwischen so etwas wie die Magna Charta der Denkmalpflege. Was machen Sie besser als der Rest der Welt?

Ich würde jetzt nicht sagen, dass wir alles besser machen. Wir haben die Burra Charta entwickelt, weil wir den Australiern Dinge ausführlicher erklären wollten. Die Charta von Venedig



war ein gutes Grundgerüst für die Weiterentwicklung. Wenn man genau hinschaut, erkennt man, dass alle ihre Grundzüge in der Charta von Burra enthalten sind. Wir beanspruchen die Burra Charta nicht für uns allein, jede Nation kann sie gerne anwenden und ihren Bedürfnissen anpassen. Inzwischen ist sie als Instrument auch in Afrika, China, Vietnam und Indien sehr verbreitet. In Australien legen wir sehr viel Wert auf die Beteiligung der Öffentlichkeit. Ein gutes Beispiel dafür ist auch die Nominierung der Oper von Sydney zum Welterbe. Die Antragstellung für das Gebäude hat etwa 25 Jahre gedauert und wurde von einer Medienkampagne begleitet vor allem, um das Bewusstsein der Bevölkerung für ihr kulturelles Erbe zu stärken.

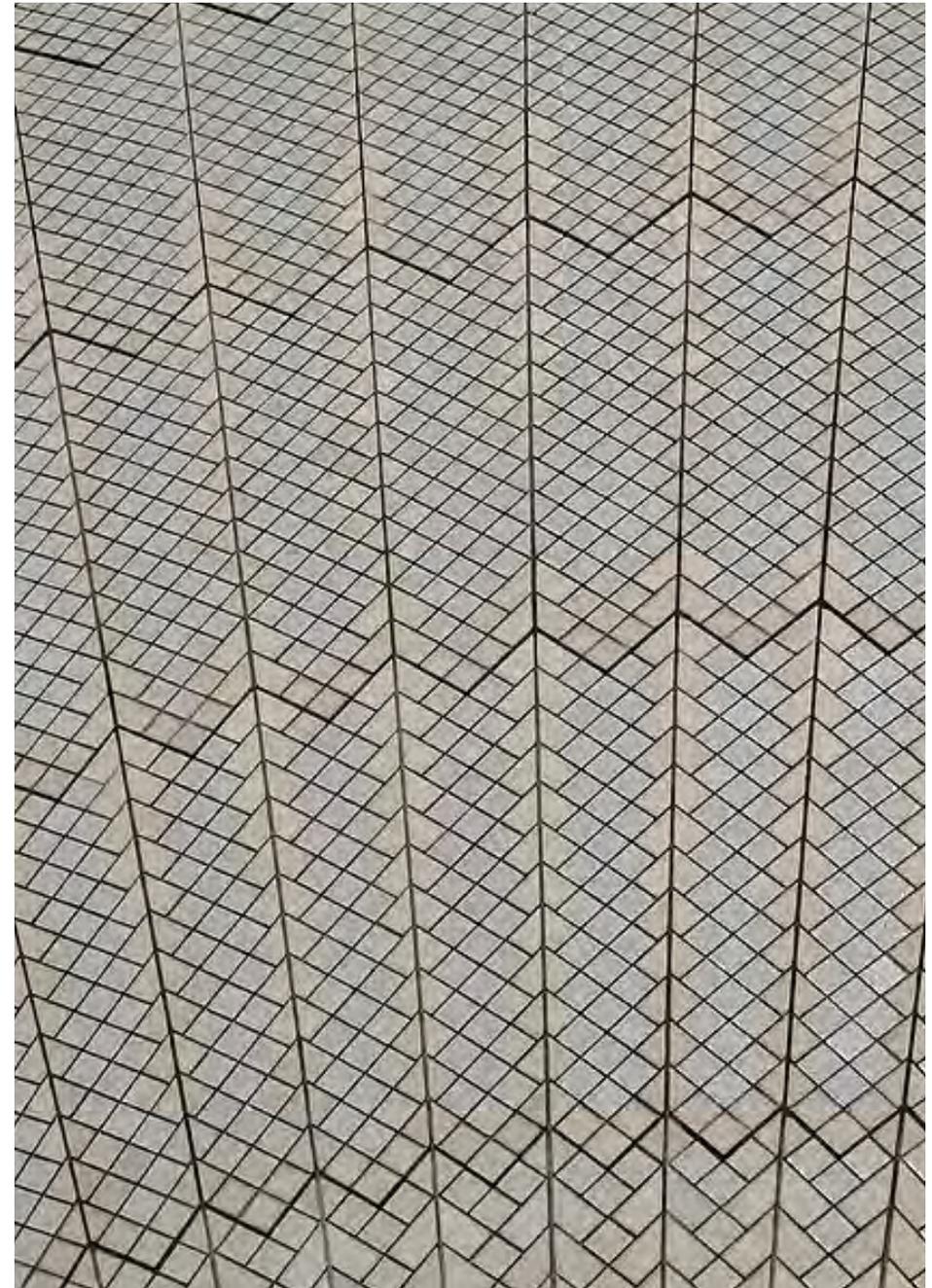
Warum hat ausgerechnet ein Däne die australische Seele so vortrefflich in Beton gegossen?

Ja, das ist wirklich ich beeindruckend (lacht). Ich habe da mal nachgeforscht, die Geschichte ist folgende: Ein Finne saß in der Jury des Wettbewerbs. Der Legende nach kam er verspätet zur Preisgerichtssitzung, der erste Durchgang war bereits gelaufen. Da fischte er aus den aussortierten Beiträgen genau den Entwurf von Jorn Utzon heraus und brachte ihn so zurück in den Wettbewerb. Der dänische Architekt selber hatte keinerlei Beziehung zu Australi-

en. Allerdings war sein Vater ein Schiffsbauingenieur gewesen. Daher hatte Utzon wohl die Idee mit dem Segel, das Bild, was man sieht, wenn man vom Wasser aus auf das Opernhaus schaut. Den skandinavischen Einfluss sieht man an den Kacheln, mit denen der Schalenbau von außen gefliest ist. Die stammen übrigens aus Schweden. Viele technische Teile des Innenausbaus kommen dagegen aus Deutschland.

Ein Bericht zur Tagung „(Un)loved Modern“ gibt es auf English:

www.aicomos.com/2009-conference/



Äußerst vielschichtig oder ganz direkt

Werden die Tage immer kürzer und grauer, ist natürliches Licht ein kostbares Gut – gerade in öffentlichen Häusern wird es am liebsten maximal genutzt. Ist direkte Strahlung nicht erwünscht, zum Beispiel im Museum, wird es gefiltert, gestreut und gelenkt. In einer Mediathek hingegen ist der fast verschwenderische Umgang mit Tageslicht erlaubt. Zwei gebaute Beispiele aus Luxemburg und Oberkirch stellen wir im Online-Fachlexikon für Architekten vor:

www.baunetzwissen.de/Tageslicht



Oberlichter und Panoramafenster in einer Mediathek in Oberkirch



Blendfreies Tageslicht in einem Luxemburger Museum





* Pädagogisch wertvoll: Die Stuttgart 21-Lego-Edition, für alle von 1-99 Jahre geeignet. (www.spreeblick.com)